

Im Herbst des Jahres 2002 fahren zwei Mainzer Studentinnen, Marie Schweizer und Nina Becker, mit der S-Bahn von Frankfurt nach Mainz.

Als der Zug kurz vor Mainz in Bischofsheim hält, drückt ihnen ein Fahrgast eine Tüte in die Hand, steigt aus dem Zug und verschwindet. Sie schauen dem Mann hinterher und gucken dann in die Plastiktüte. Da ist ein Päckchen Blätter, die Seiten von Hand beschriftet, bekritzelt, einzelne Sätze quer übers Papier, Zeichnungen, einzelne Wörter hervorgehoben. Komische Sätze. „Eichel-Becktobale und bei der Eichel-Becktobal-Maschine dreht sich oben der Motor auch durch mit der Achse der Blockteile-Konstruktions-Zentre hindurch die Kraft sich vermittelt durchtreibt und als Zappelphillipp auch noch sich herausschauend bewegt.“ Aber auch Sätze wie dieser: „Die meinen Problemen zuhörende Polizei schickte mich aus ihrer Stadt, da sie meinen Problemen nicht mehr zuhören mochte.“ Marie und Nina lesen weiter, und sie wissen schon damals, noch ganz vage, damit werden sie etwas machen, das sollen auch andere lesen, das soll an die Öffentlichkeit.

Marie Schweizer und Nina Becker sind zu diesem Zeitpunkt an der Mainzer Fachhochschule eingeschrieben und studieren Kommunikationsdesign. Die beiden sind im dritten Semester - und sie wissen, sie würden später einmal, nach dem Diplom, als Buchgestalter in einem Verlag arbeiten, oder in einem Grafik-Design-Studio, oder in einer Werbeagentur. Sie sind gut, sie haben gute Noten, das Studium macht ihnen Freude - und dauert noch eine Zeitlang.

Die Plastiktüte setzt Staub an. Sie wird nicht ganz vergessen, hin und wieder lesen sich Marie und Nina die merkwürdigen Texte vor. Denn das sind sie: eigenartig, befremdend, ungrammatisch, überwiegend unverständlich, manchmal skurril. Aber sie sind auch bestürzend, drücken Not und Hilflosigkeit des Verfassers aus. In der Tüte war auch die Fotokopie des Briefes einer anderen Person, außerdem die Kopie eines Personalausweises. Marie und Nina wissen also, wer der Mann ist, wie er heißt - und daß er an Schizophrenie leidet.

Im September 2005 wollen sich die beiden Studentinnen zur Diplomprüfung anmelden. Was sollen sie als Diplomarbeit machen? Die Papiere in der Tüte warten. Jetzt ist der richtige Zeitpunkt. In welche Richtung soll es gehen? Ziemlich schnell

steht fest: kein Grafikergedöns, kein sogenanntes Bearbeiten, kein sogenanntes Verfremden von sogenanntem Material. Der Text und sein Verfasser sind die Helden. Der Text soll lesbar gemacht werden. Sonst nichts. Das heißt, die Texte sollen aus der Handschrift in eine Druckfassung transkribiert werden. Editionstechnische Anregung für die Studentinnen ist die vierte Gesamtausgabe der Werke von Friedrich Hölderlin, die Frankfurter Ausgabe im Verlag Stroemfeld/Roter Stern. Diese Ausgabe stellt auf Doppelseiten den Reproduktionen der Hölderlin'schen Handschrift die typographische Umschrift gegenüber. Solche Editionen geben dem Leser selbst die Möglichkeit zu prüfen, ob der edierte Text mit der Handschrift übereinstimmt und erleichtern die Lektüre der Handschrift.

Marie Schweizer und Nina Becker lassen sich im Stroemfeld Verlag gründlich beraten. Der Editionsfachmann des Verlages, Michel Leiner, ist von dem Vorhaben angetan. Er führt die Studentinnen in das editorische Verfahren ein, und sie entwickeln es weiter.

Beispielsweise suchen und finden sie eine Schrift, mit deren verschiedenen Schriftschnitten die Schreibgeräte des Verfassers in der Transkription besonders gut sichtbar gemacht werden können: Der Mann aus der S-Bahn hat die Seiten mit Tintenschreiber, Kugelschreiber, Buntstift und Faserschreiber beschriftet - das sollte nach dem Wunsch der Studentinnen typographisch auseinandergehalten werden können. Schauen Sie sich bitte die gut durchdachten weiteren typographischen Erfindungen an, eine Dokumentation liegt hier aus.

Im Mai des letzten Jahres war die Diplomarbeit fertig. Sie heißt: „In die Hände schenken gedrückt“, ein durch Zufall sehr passendes Zitat aus einem der Texte. Das Buch wurde dann bei einer Ausstellung von Diplomarbeiten im Südwestfunk erstmals öffentlich gezeigt. Die Arbeit fand große Beachtung, man wurde immer wieder darauf angesprochen. Wie die Sachen jetzt den Weg zu dem Kunstfreund und Abgeordneten Manfred Geis gefunden haben, weiß ich nicht, er hatte ein gutes Händchen, und dieses Händchen wollen wir loben. Lieber Manfred Geis, nochmals Dankeschön!

Wovon handeln die Texte vom Mann aus der S-Bahn? Es geht viel um seine Familie, um den Vater, den Bruder. Von Nachbarn ist die Rede, von Frauen, von Hypnose, von Erfindungen, von

Versuchen, Ordnung in das Lebenswirrwarr zu bringen, und immer wieder kommt die Polizei ins Spiel. Auch die Krankheit, die Schizophrenie, wird von dem Verfasser selbst thematisiert. Die Studentinnen haben ein psychologisches Gutachten und zwei graphologische Gutachten in Auftrag gegeben. Die Eigenheiten der Texte von Schizophrenen sind heute gut erforscht. Sie können das in dem Buch von Marie Schweizer und Nina Becker nachlesen.

Der Schizophrene kommt sprachlich nie dort an, wo er hinwill. Beim Schreiben wird er fortwährend von anderen Dingen aufgehalten, die mit dem, was er sagen will, in unklarer Weise zusammenhängen. Während er schreibt, stellen sich ihm tausend andere Sachen in den Weg. „Mein Problem ist, daß ich zuviele Gedanken habe“ - so wird ein anderer Schizophrener bei Becker und Schweizer zitiert.

Die Arbeit, die Manfred Geis hier ausstellt, hat in der kurzen Zeit ihres Erscheinens bereits zwei Preise gewonnen. Den Red Dot und einen Nachwuchspreis des Deutschen Designer Clubs. Der Red Dot ist heute vielleicht der am meisten beachtete deutsche Designpreis.

Jetzt könnte man wegen dieser Designauszeichnungen Marie Schweizer und Nina Becker piesacken. Man könnte sagen: Ihre Arbeit ist formalästhetisch reinstes Wasser, wunderschön. Andererseits dokumentiert sie das harte Schicksal eines Schwerkranken. Paßt das überhaupt zusammen? Handelt es sich hier nicht um die Instrumentalisierung einer Krankengeschichte zum Zweck der Verwirklichung ästhetischer Ambitionen? In den 70er Jahren mußten Bücher, die ein besonders „wertvolles“ Anliegen hatten, immer besonders häßlich aussehen, zum Beispiel die Bücher aus dem Merve-Verlag. Gott sei dank ist das vorbei.

Das Buch von Becker und Schweizer überzeugt durch Reduktion, Bescheidenheit in den gestalterischen Mitteln, Disziplin und Perfektion in den typographischen Details, im Umbruch, im Satzspiegel, im genau kalkulierten Weißraum: aber immer im Dienst am Text, im Dienst von Verständlichkeit und Transparenz, im Dienst für den anonymen Verfasser und in Anerkennung des Verfassers und seiner Würde.

Die beiden Studentinnen wurden übrigens oft gefragt, ob sie mit

dem Verfasser Kontakt aufgenommen hätten, denn sie kannten ja seinen Namen und seine Adresse. Nein, das wollten sie nicht. Der Text allein sollte im Mittelpunkt stehen, nur der Text. Der Autor hatte sich ihnen nicht weiter mitgeteilt, wollte schnell verschwinden. Das haben Marie Schweizer und Nina Becker respektiert.

„Kunst ist schön, macht aber viel Arbeit“, hat Karl Valentin gesagt.

Die preisgekrönte Arbeit der beiden Studentinnen ist nach den geläufigen Vereinbarungen nicht Kunst, sondern angewandte Kunst. Fünf Monate haben die beiden an diesem Buch gearbeitet, 40 Stunden die Woche, 160 Stunden im Monat, mal fünf Monate: macht 800 Stunden, mal zwei Studentinnen macht 1600 Stunden. Das war viel Arbeit.

Nina Becker lebt zur Zeit mit Freund und Kind in England. Marie Schweizer hat jetzt ein halbes Jahr bei einer der besten Werbeagenturen in Deutschland gearbeitet, bei Jung/von Matt in Hamburg. Hat sie wegen ihres Könnens, wegen ihrer Leistung, wegen der öffentlichen Auszeichnungen ihrer ungewöhnlichen Arbeit, die ihr ja noch im Diplomandinnenstatus zuerkannt wurden und im übrigen auch wegen ihres mit „sehr gut“ benoteten Diploms eine Anstellung bei dieser Agentur bekommen? Nein. Nur einen Praktikumsvertrag für ein halbes Jahr. Mit Überstunden bis in den späten Abend, nicht nur am Samstag, sondern auch am Sonntag. 500 Euro im Monat gibt es dafür. In einer Branche, der es gutgeht, die 30 Milliarden Euro im Jahr umsetzt. 500 Euro im Monat für ein Talent. Das ist die Lebenswirklichkeit unserer gut ausgebildeten jungen Leute, das ist die „Generation Praktikum“. Das mußte noch schnell gesagt sein, wo ich schon mal in einem Abgeordnetenhaus bin. Da gibt es ja die Leute, die gegen üble Sachen etwas tun können - wenn sie nicht gerade schöne Ausstellungen machen oder besuchen.

Danke für's Zuhören.